

A

7: Cahiers Luxembourgeois:

- Die Familie Vesque (de Puttlange)
- Zur Anonymität bei den C. L.

Abreißkalender.

Es kann mit den Jahren zur richtigen Geldenschaft werden, auf eigenen und fremden Stammbäumen herumzuslettern.

Psychologisch hängt das damit zusammen, daß ein jeder, der sich auf Reisen befindet, sich für die Leute, die am Reisegziel wohnen, um so stärker interessiert, je mehr sich die Fahrt dem Ende nähert.

Da, wo wir alle hinsahen, wohnen ja die, die vor uns hingefahren sind, und sie sind die Onkel und Tanten, Vettern und Neffen der Reisegärtner; deshalb finden wir einen besonderen Reiz darin, ihnen nachzuspüren: Wo sie herkamen und wie ihr Schicksal war.

Ein Musterbeispiel dieser Durchforschung einer Ahnenreihe enthält die letzte Nummer der „Cahiers Luxembourgeois“ aus der Feder der Hh. Emil Diderich und Nil. Ries. Es betrifft die Familie Vesque (de Puttlange), deren Nachkommen in ungebrochener Lebenskraft noch heute unter uns leben.

Mit unglaublicher Sorgfalt und Genauigkeit sind in jahrelangen Mühen aus allen möglichen Schattieren die Spuren aufgestöbert, die in die Vergangenheit dieser merkwürdigen Familie führen. Ein Zweig ist nach Österreich abgesprengt, wo ihm ein großer Musiker entstieß, und die Musikbegabung war auch in den luxemburgischen Vertretern des Geschlechtes ein wirkliches Wissensmerkmal. Jean Vesque war in den 1850er Jahren Organist und Klavierlehrer in Diderich. Wenn er in seinen Ferien dorthin in der Kirche in Stadt breckimus, wo seine Vorfahren durch Geschlechter anlässig gewesen waren, die Vesperpsalmen begleitete, sah man im Hörselberg. Was unter seinen Fingern hervorquoll, war unirdisch schön. Auch hatte er als einer der ersten Luxemburger von den Engländern in Diderich das Fliegenfischen gelernt.

Sein Vetter Julian Vesque, der sich in Paris als Naturforscher einen Namen gemacht hat, war ein hervorragender Geigenvirtuose, sein Bruder Nicolas, der in Sierck starb, hatte sich, so ganz nebenbei, ohne jeglichen Unterricht zu einem vortrefflichen Klavier- und Orgelspieler ausgebildet, seine Vetter waren immer die besten und geschultesten Sänger. Es ist ein kostbarer Beitrag zur Geschichte der luxemburgischen Familien, den die beiden Herren uns in dieser Arbeit schenken. Überlieferungen, die am Verblasen waren,

werden festgehalten, und Fäden, die lange im Verborgenen sich spannen, werden aufgedeckt.

In derselben Nummer — deren Inhalt im ganzen Charles Interesse beansprucht — stellt sich M. T. in Sachen Rodange in den fünf ersten Zeilen auf Seiten der „Voix des Jeunes“, in den folgenden Zeilen auf die andere Seite. So haben beide recht, und der Reiter kann über Rodange denken, wie er will. Das tut er so wie so.

Viele Aussäße in den „C. L.“ waren früher virtuell anonym, da sie nur mit Initialen oder Pseudonymen gezeichnet waren. Bei Glossen, Bücherbesprechungen usw. ist das die Mode. Jeder weiß übrigens, daß hinter den Anfangsbuchstaben ein Mitarbeiter steht, dessen voller Name an anderer Stelle der Nummer unter einem größeren Aussatz steht. Aber warum eine schüchterne Anonymität auch bei Novellen, Romanen, längeren Beiträgen beibehalten? Wenn da steht J. P., so weiß jeder, es ist Jean Pétain, und wenn es nicht Jean Pétain ist, so ist es eine Irreführung.

Bei der „Voix des Jeunes“ begreift man, daß junge Studenten nicht mit ihrem ganzen Namen hervortreten wollen. Die Gründe sind so einleuchtend, daß sie nicht entwickelet zu werden brauchen. Aber bei den „C. L.“ wäre die Anonymität ein unnötiges und unangebrachtes Zeichen von Dilettantismus. Ihre meisten Mitarbeiter sind Professionelle der Feder, denen man immer wieder gerne begegnet, allen voran Nil. Ries. Warum sollen sie also nicht alle mit vollem Namen vor die Toren treten? Der rheinische Dichter Leo Sternberg ist Amtsrichter in Rüdesheim, was ihn nicht verhindert, seinen Cumulus als Dichter offen zur Schau zu tragen. Karl Schönherr ist Arzt, wie es der Dichter von „Dreizehn Linden“ war, und Goethe war Minister. Sie schrieben und schreiben deshalb nicht anonym. Manche Leute wollen leider mit ihrer Anonymität betonen, daß sie das Schreiben nur so gelegentlich nebenbei als Zeitvertreib ausüben wollen. Das ist im Grunde nur Prätention. Als wollten sie sagen: Worum andere sich im Schweiße ihres Angesichts mühen, das schüttle ich nur so aus dem Ärmel.

Wollen wir im Schrifttum auf einen grünen Zweig kommen, müssen wir mit diesem albernen Dilettantismus brechen. Sonst leiden wir ewig an dem Zustand, der schon einmal hier als literarische Hundekrankheit bezeichnet wurde.

Daf die „C. L.“ mit dieser Geßlogenheit brechen, ist ein Beweis dafür, daß sie den Dilettantismus überwunden haben.